

EHRFURCHT VOR DEM LEBEN – WARUM? *)

In einem begnadeten Augenblick intensiver Naturbetrachtung – es war auf einer Flußfahrt in Afrika, als das Schiff gerade an einer Herde von Nilpferden vorbeifuhr – fiel Albert Schweitzer als plötzliche Eingebung die Idee zu, daß Ehrfurcht vor **allem** Leben dem Menschen als ethische Pflicht obliege. Es war im Jahre 1915, mitten im ersten Weltkrieg. Vor **allem** Leben: das heißt vor Pflanze, Tier und Mensch, und das heißt auch vor den geringsten unter ihnen, dem bescheidenen Wiesenkraut wie dem Regenwurm.

Schon in seiner Kindheit hat ihn das manchmal nicht sehr schöne Verhalten der Menschen den Tieren gegenüber beschäftigt. Lange vor dieser Eingebung rang er um ethische Fragen, die sich auf menschliches Handeln nicht-menschlichen Wesen gegenüber bezogen.

Die Motivierung der These ist ganz und gar religiös. Es fehlt auch wirklich nicht an relevanten Bibelstellen, oder an Heiligen, die von der Liebe zur Kreatur sprachen. Wir brauchen nur an die berühmte Stelle im 8. Kapitel des Römerbriefes zu denken, wo von dem Seufzen der Kreatur die Rede ist und von ihrer Sehnsucht nach Erlösung. Oder denken wir an Franz von Assisi, der Tiere und Pflanzen seine Schwestern und Brüder nannte.

Die Formulierung der These ist unbedingt und absolut. Natürlich bedeutet sie nicht, daß wir vor einem Baum, sei er auch eine noch so prächtige Eiche, in die Knie sinken sollen. Diese Ehrfurcht gebührt dem Schöpfer. Es heißt aber, daß wir Pflanzen und Tier unsere Liebe und Pflege zu schenken haben, Leben retten müssen, wo es möglich ist, keinem Lebewesen Schaden zufügen dürfen. Eigentlich sollte es heißen: kein Lebewesen töten dürfen. Leben ist ein zu schützendes Gut, dies gilt als ethischer Grundsatz erster Ordnung. Wo Leben ist, sind wir engagiert. Aber hier beginnt eine Schwierigkeit, die Schweitzer lange und tief beschäftigt hat. In der Absolutheit, in der sie formuliert ist, ist die These undurchführbar. Wie könnten Tiere leben, ohne andere Tiere und Pflanzen zu fressen? Wie könnten wir leben, ohne andere Lebewesen zu töten? Schweitzer führt diese Situation auf eine Urschuld zurück, die der gefallene Mensch und mit ihm die gefallene Natur auf sich geladen hat. Wir tragen die Schuld ab, sicherlich nur äußerst langsam, indem wir Leben bewahren, Leben retten, die Kreatur pflegen und lieben, wo immer es möglich ist. Auf diese Problematik möchte ich hier jedoch nicht weiter eingehen.

Die fundamentale Bedeutung von Schweitzers These, gerade in ihrer Absolutheit, wird erst recht deutlich, wenn wir sie gegen den Hintergrund einer andern Zeitströmung betrachten, die seit Beginn des 17. Jahrhunderts immer mächtiger wurde: die Naturwissenschaft, und zwar in ihrer speziellen Prägung des Materialismus. So weit es unsere Einstellung der lebenden Natur gegenüber betrifft, so

*) Vortrag, gehalten bei der International Association of the Albert Schweitzer Hospital in Lambarene, im September 1978, ausgestrahlt vom Südwestfunk und Südfunk am 2. Oktober 1978.

machte der französische Philosoph Descartes – man rechnet ihn zu den Großen – den Anfang. Er erklärte kurzerhand: Pflanzen und Tiere sind Maschinen oder Mechanismen, wenn uns dieser Ausdruck lieber ist. Die Folgen waren und sind katastrophal. Was für Tiere gilt, gilt auch für den Menschen, wurde später erklärt. Sogar die Kirche schloß sich teilweise solchen Tendenzen an, und sprach dem Tier die Seele ab. Wir übergehen die traurige Geschichte dieser Geistesrichtung und weisen nur auf eines der gegenwärtigen Symptome hin. Zu den häßlichsten Manifestationen gehören unsere modernen Tierfabriken, die ohne jede Rücksicht auf das Leben der Tiere auf nichts anderes aus sind, als auf billigste Fabrikation von Eiern und Fleisch. Sie schlagen dem Grundsatz Schweitzers direkt ins Gesicht. Auf andere Auswirkungen des wissenschaftlichen Materialismus kommen wir gegen Schluß dieser Ausführungen zu sprechen.

Hier widerspricht also eine spezielle naturwissenschaftliche Richtung einer aus Religion und Ethik gewonnenen These. Wäre es so, daß die naturwissenschaftliche Behauptung Descartes' wahr wäre, so wäre Schweitzers ethische Forderung nicht mehr als Ausdruck eines edlen Gefühls von einem Menschen, der die Natur liebte. Sie wäre eine Sentimentalität, die wir nicht allzu ernst zu nehmen hätten (und sie wird ja heute wahrhaftig nicht allzuernst genommen). Oder steckt doch mehr und Tieferes dahinter? Kann es sein, daß Descartes' Behauptung zu Unrecht besteht, daß im Gegenteil aus der Naturwissenschaft eine klare, sehr stichhaltige Begründung für Schweitzers Forderung hervorgeht?

Es sind diese Fragen, denen wir im folgenden nachgehen wollen.

Im Titel dieser Überlegungen steht das Wörtchen „warum“. Das hat zweierlei Sinn. In einem Sinne deutet es auf eine Begründung hin, eine Ursache. Aus welchem Grunde ist diese Ehrfurcht geboten. Dann aber hat es auch den Sinn von wozu, zu welchem Zwecke. Beide Fragen werden wir angehen müssen, und – wie ich hoffe – in angemessener Weise beantworten.

Ja, die Forderung nach Achtung vor dem Leben ist mehr als eine Sentimentalität, sie hat eine klare naturwissenschaftliche Begründung. Wir werden sehen, daß Descartes' Behauptung schlicht falsch ist. Wir können uns im wesentlichen auf Pflanzen beschränken, bei Tieren und beim Menschen wird alles noch viel evident. Die Pflanze ist mehr und hat ein Mehr als leblose Materie, etwa ein Sandhaufen, ein Granitblock, ja selbst als ein Kristall, obwohl auch dieser seine eigenen besonderen Qualitäten, insbesondere ästhetische hat. Um das Eigene des Lebens zu sehen, brauchen wir nur das Wachstum zu betrachten, das eine für das Leben ganz typische Erscheinung ist, die leblose Materie nicht hat. Man wird einwenden, daß ja auch ein Kristall, der sich aus einer Lösung abscheidet, wächst. Aber hier handelt es sich um gänzlich verschiedene Prozesse. Das Wachstum eines Kristalls ist eine ständige, monotone Anlagerung gleicher Materie, von der gleichen Struktur, so daß zuletzt ein neu angelagertes Stück Kristall sich durch nichts vom ersten kleinen Stück unterscheidet. Es herrscht eine durchwegs gleiche Anordnung der Atome, dieselbe Kristallstruktur in allen Teilen, von geringen Störungen natürlich abgesehen.

Ganz anders beim lebendigen Wachstum. Die befruchtete Keimzelle teilt sich, zuerst in zwei gleichartige Tochterzellen, und diese weiter in gleicher Weise. Zuerst

entsteht ein Zellhaufen, bestehend, wie es scheint, aus lauter gleichen Zellen. Der Kürze halber übergehe ich die Bildung des Samens und des sogenannten Embryos. Dann aber gestaltet sich das Wachstum ganz anders. Die Zellen spezialisieren sich, in Gestalt und Funktionsweise. Manche werden Wurzelzellen, die Wasser aufnehmen. Manche werden Stammzellen, von denen eine Art der Stabilisierung des Stamms, eine andere der Wasserleitung nach oben, wieder eine andere Art der Eiweißleitung nach unten dient. Dann entwickeln sich die Blattzellen, die atmen, und solche, die aus Sonnenlicht, Kohlendioxyd und Wasser Kohlehydrate machen, usw. Zuletzt gibt es die Zellen, die die Blüten bilden, mit den Zellen der Fortpflanzungsorgane.

Wieso kommt es nun, daß Zellen, die zunächst so völlig gleichartig aussehen, plötzlich anfangen, sich so ganz verschieden zu entwickeln, völlig verschiedene Gestalt und völlig verschiedene Funktionen annehmen? Wir wissen, daß von vornherein jede Zelle den ganzen Bauplan der ganzen Pflanze enthält. Der Bauplan der Pflanze, was ist das? Wir bezeichnen damit den gesamten Gestaltungsplan und das gesamte Funktionsgefüge aller Organe der Pflanze, wie man ja auch von dem Bauplan einer komplizierten Maschine spricht. Nur besteht der gewaltige Unterschied darin: Der Bauplan der Maschine besteht zunächst im Gehirn des Konstrukteurs, dann als Zeichnung auf dem Papier. Nach diesem Plan baut der Mechaniker die Maschine.

Den Konstrukteur der Pflanze kennen wir nicht, es sei denn, wir lassen uns auf einen Schöpfer hinweisen, dessen Schöpferkraft alles menschliche Maß übersteigt. Der Bauplan aber ist in der Pflanze offensichtlich selbst enthalten; sie ist ihr eigener Mechaniker, denn sie baut sich ganz von selbst aus dem Samen auf, wenn nur die dazu nötigen Stoffe: Luft, Wasser, Licht, Mineralsalze, vorhanden sind. Es wird allgemein angenommen, daß der Bauplan kodifiziert in gewissen chemischen Strukturen in der Zelle ausgedrückt ist. Wir wissen von dem Code, nach dem die so wichtigen Eiweißstoffe des Organismus produziert werden. Er ist im Zellkern enthalten. Aber wie der morphologische Code aussieht, welche chemische Struktur in der Zelle es ist, die letztlich zur Gestalt einer Tannennadel führt, und vor allem welches der Weg von diesem Code zur Gestaltung ist, das alles ist völlig unbekannt.

Wenn eine Zelle nun im Laufe des Wachstums zu einer ganz spezialisierten Körperzelle wird, z.B. zu einer atmenden Blattzelle, so realisiert sie in sich selbst einen Teil des Bauplans, einen sehr kleinen Teil sogar. Von dem Rest des Bauplans, der z.B. mit den Wurzeln zu tun hat, macht sie keinen Gebrauch. Man nennt den Sitz einzelner vererbter Eigenschaften (also einzelne spezielle Teile des Bauplans), auch Gene. Die Gene der Eiweißstoffe sind recht gut bekannt, von den Genen der Gestaltbildung kennen wir nur einige ganz spezielle. Man sagt, daß hier beim Wachstum nur einzelne Gene aktiviert werden, etwa die, die Gestalt und Funktion einer atmenden Blattzelle bestimmen. Aber wer gibt der einzelnen Zelle den Befehl, diese und keine anderen Gene zu aktivieren, wer sagt ihr, daß sie sich nun in eine Blattzelle und nicht in eine Wurzelzelle zu entwickeln hat?

Die Fragestellung weist eindeutig darauf hin, daß es in jedem Organismus so etwas wie eine Zentralinstanz gibt, die die Vorgänge lenkt. Sie gehört dem Organismus als einem Ganzen an und lenkt die Vorgänge so, daß die Ganzheit aufgebaut wird und auch – bei Schädigung – wiederhergestellt wird. Schon Aristoteles wußte von dieser Zentralinstanz, wenn er von der „Psyche“ der Pflanze sprach; ein Ausdruck, der heute

kaum mehr geeignet scheint, weil er auf Erlebnisse und Erlebnisfähigkeit hinweist. Manche Biologen sprechen von Entelechie, auch ein antiker Ausdruck; ich nenne sie gewöhnlich Innenwesen, ein Ausdruck, der sonst unbelastet ist.

Dieses Innenwesen ist also in der Lage, chemische und physikalische Prozesse zu steuern, zu lenken, und zwar so zu lenken, daß sie dem Aufbau und dem Leben des ganzen Organismus dienen. Es ist den physikalischen und chemischen Gesetzen, denen die Materie gehorcht, wenn sie leblos ist, übergeordnet und kann diese bis zu einem gewissen Grad überspielen. Das bedeutet nun aber, daß diese Gesetze in einem lebenden Organismus nicht ganz vollgültig sein können. Dadurch und nur dadurch entsteht Platz dafür, daß eigne, durch das Innenwesen geprägte, biologische Gesetze in Kraft treten können. Erst so ist Raum für das Leben entstanden. Die chemischen und physikalischen Vorgänge haben nun diesen allgemeineren biologischen Gesetzen zu genügen.

Das alles bedeutet, daß Leben einen Status hat, der höher ist als der der leblosen Materie. Das Lebendige beherrscht die Materie, nicht umgekehrt. Wir können leblose Materie nicht auf den höheren Status des Lebendigen heben, wir können Leben nicht schaffen. Das Umgekehrte können wir wohl: Leben auf den Status des Leblosen reduzieren, d.h. Leben töten.

Es wäre manches über den Unterschied von lebender Materie, die das Innere der lebenden Zelle füllt, und lebloser Materie zu sagen. Doch liegt dies außerhalb des Rahmens dieser Ausführungen (1).

Ein Organismus ist ein unerhört kompliziertes und weisheitsvoll aufgebautes Gebilde, dem keine noch so komplizierte Maschine auch nur annähernd zu vergleichen wäre. Was noch wichtiger ist: er hat Fähigkeiten, die es im Bereich des Leblosen nicht gibt. Er kann sich selbst aufbauen und sich selbst vermehren, ohne Zutun des Menschen. Es ist gerade nicht das Einfache, es ist etwas außerordentlich Kompliziertes, was sich selbst aufbaut. Leben ist deshalb unendlich viel mehr als leblose Materie. Leben hat auch ein Mehr. Es besitzt das Innenwesen, das jedem einzelnen Organismus eigen ist und ihn als Ganzes prägt. Die Gesetze der Physik und Chemie erstrecken sich über das ganze Feld der Materie, das Innenwesen aber überspielt diese Gesetze und steht deshalb höher. Nichts von alledem liegt im Bereich menschlicher Machbarkeit.

Daß Tiere wiederum einen Mehrbesitz gegenüber Pflanzen haben, ist offensichtlich. Sie haben erlebtes Innenleben, Sinnesempfindungen, Angst, Liebe, Freude, Schmerz. Dies alles ist auch mehr als pflanzliches Leben, und erst recht außerhalb dessen, was der Mensch schaffen kann. Allmählich kommt uns wohl die Ahnung einer alles Vorstellbare übersteigenden Schöpfermacht, die das Leben geschaffen haben muß. Dies ließe sich noch sehr genau begründen.

Und damit liegt die Antwort auf die Frage des Warum im Sinne der Begründung auf der Hand. Leben ist sehr viel mehr als leblose Materie, hat Fähigkeiten, die die letztere nicht hat und entzieht sich menschlicher Machbarkeit ganz und gar. Es entstammt höherer Hand. Deshalb ist uns Ehrfurcht vor dem Leben geboten. Diese Forderung ist somit naturwissenschaftlich begründet.

(1) Näheres in meiner Arbeit: Über die Komplementarität von lebloser und lebender Materie, Akad. der Wissenschaft u. d. Literatur, Mainz, 1976, 1; und Scheidewege, Jg. 8, 439.

Ein großer Teil der heutigen Biologen sieht den Unterschied von Leben und lebloser Materie nicht mehr. Er glaubt, daß Lebensprozesse grundsätzlich auf Physik und Chemie zurückgeführt werden können. Diese These nennt man Reduktionismus. Damit verschwindet aller Unterschied zwischen Leben und Tod, und damit wird Albert Schweitzers Forderung natürlich ebenfalls gegenstandslos. Diese Forderung ist aber auch eine ethische. Das höher stehende höher zu achten, ist eine Forderung der Ethik. Wenn es das Höherstehende nicht gibt, gibt es auch keine Ethik. Der Reduktionismus, eine Folge des allgemein sich breit machenden Materialismus, ist nicht nur nachweislich falsch, er hat die Zerstörung der Ethik zur Folge. Daß diese weltweit im Gange ist, wenn nicht schon erfolgt ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. Wir werden noch darauf zurückkommen.

Bisher haben wir in der Hauptsache von außermenschlichem Leben gesprochen, dem Achtung gebührt. Daß dasselbe für menschliches Leben gilt, gehört zu den selbstverständlichen Aussagen in den Verfassungen aller Länder, ob sie befolgt werden oder nicht. Eine Frage, die aber noch diskutiert werden muß, ist der Zusammenhang von pflanzlichem, tierischem und menschlichem Leben. Der Zusammenhang ist in der Tat äußerst intim. Wir brauchen nicht darauf hinzuweisen, daß der Mensch Pflanzen und Tiere zur Nahrung braucht. Daß es Heilpflanzen überhaupt gibt, beweist, daß alle Lebewesen genau aufeinander abgestimmt sind. Dann aber besteht ja auch kein Zweifel, daß die Tiere körperliche Verwandte der Menschen sind. Wir brauchen nicht, wie die frühen Darwinisten, das Märchen von der Abstammung des Menschen vom Affen zu glauben; aber daß der Mensch rein körperlich gesehen mit den Säugetieren verwandt ist, kann ja nicht geleugnet werden. Als geistiges Wesen steht er freilich völlig außerhalb des Tierreichs.

Die Luft zum Atmen für Tier und Mensch kommt hauptsächlich von den Meeresalgen und den tropischen Regenwäldern. Nur eine von Habgier blindgeschlagene Menschheit kann achtlos zusehen, wie diese Wälder abgeholzt und die Meere langsam mit einem Ölfilm bedeckt werden. Doch davon später.

Auch für ein gesundes Seelenleben braucht der Mensch die lebendige Natur. Kein Mensch kann nur zwischen Beton oder Steinen auf die Dauer leben, ohne schweren Schaden zu leiden.

Es folgt, daß der Mensch, um leben zu können, anderes Leben braucht. Damit findet die Frage des zweiten Warum, im Sinne des Wozu, wozu wir Leben achten, schützen und pflegen müssen, eine selbstverständlich einfache Antwort: damit der Mensch überhaupt leben kann.

*

Nachdem wir gesehen haben, wie grundlegend wichtig Schweitzers These von der Ehrfurcht vor dem Leben für die Menschheit ist, und wie weit entfernt von jeder Gefühlsduselei, müssen wir uns doch wohl die Frage vorlegen, ob und wie weit die Menschheit Schweitzers These befolgt hat. Die Antwort hierauf sieht eher unerfreulich aus.

Es kann kein Zweifel sein, daß es viele einzelne Menschen gibt, die Schweitzers These aufgenommen und befolgt haben und weiter befolgen. Es gibt sogar eine — ich kann es nicht anders ausdrücken — ausgesprochene Nachfolge.

Wollen wir zunächst der vielen Ärzte gedenken und der Krankenschwestern, die sich für menschliches Leben einsetzen. Lambarene brauche ich nicht zu nennen, es gibt solche, ob man sie kennt oder nicht, in allen Kontinenten. Nennen wir auch die, die ihr Stück Land, groß oder klein, mit Liebe pflegen, ohne Gifte, oder höchstens als seltene Ausnahme. Auch ihrer sind es viele, und es werden, wie mir scheint, mehr, seit wir wissen, was Gifte im Naturhaushalt anrichten.

Aber nun will ich einen nennen, der in echter Nachfolge Schweitzers sein Leben als Dienst am Leben vollbrachte. Nur wenige werden von ihm überhaupt gehört haben, und das nur durch einen Zufall. Nachfolge ist nicht einmal das richtige Wort. Der Betreffende begann sein Werk fünf Jahre, bevor Schweitzer sein Wort von der Ehrfurcht vor dem Leben aussprach. In der Welt des Geistes sind Vorher und Nachher irrelevant. Er war ein Einsiedler namens Bouffier, der nach dem Tod von Frau und Sohn sich in eine Hütte zurückzog, in einer namenlos öden und trockenen Gegend in Südfrankreich, da wo die Alpen gegen die Ebene der Provence abfallen. Die Hütte lag bei einer der dort sehr seltenen wasserhaltigen Zisternen. Er erwarb sich seinen Lebensunterhalt, indem er Schafe hütete.

Das war aber nicht seine Hauptbeschäftigung. Weiter unten im Tal sammelte er Eicheln, und steckte diese weiter oben in der Einöde in den Boden, Tag für Tag, Jahr für Jahr, mehr als 30 Jahre lang. Im dritten, 1913, begegnete ihm ein Wanderer, der von Durst geplagt in seiner Hütte einkehrte und eine Weile blieb. Es war der französische Schriftsteller Giono, der ihn dann noch öfters besuchte und seine Geschichte niederschrieb, so daß sie nicht ganz vergessen wurde (2).

Viele Eicheln keimten und wurden zu Lebzeiten des Einsiedlers starke Bäume. Damit kam das Wasser und das Land wurde fruchtbar. Dann kamen Menschen, die sich ansiedelten. Die zwei Weltkriege machten auf den Einsiedler keinen Eindruck. 1947 starb er in hohem Alter einen friedlichen Tod. Um diese Zeit lebten in der Gegend 10.000 zufriedene Menschen in blühenden Dörfern. Es ist das zweite Mal, daß die Gegend bewohnt war. Man hat beim Graben römische Münzen gefunden. Zur Römerzeit war die Gegend also auch schon bewohnt. Vermutlich hat menschliche Habgier dann das Land durch Abholzen zur Wüste gemacht. Unser Abholzen der tropischen Wälder wird wohl dieselbe Folge haben.

Es gibt auch heute noch Heilige, die man nicht kennt, und die wohl selbst nicht wissen, daß sie es sind. Vielleicht genügt es, daß es sie gibt. Aber für solche Heilige oder Stille hat die Erde heute wenig Platz. Von dem Werk des Einsiedlers ist fast nichts übrig geblieben. Wieder ist abgeholzt worden. Statt der Wälder sind riesige Öltanks angelegt worden und Lager für Atombomben.

Albert Schweitzers Forderung legt uns nicht nur eine Verpflichtung auf, die sich an unser Verhalten in unserem eigenen kleinen Garten richtet. Sie hat Konsequenzen, die ins Große gehen, und schließlich die Weltwirtschaft betreffen. Es gibt heute eine Groß-Wirtschaft, die sich über die ganze Erde ausbreitet und ohne Rücksicht auf Leben und ökologische Notwendigkeiten ihre großtechnischen Anlagen baut. Großwirtschaft wird sich nicht auf die Dauer halten können, aus dem einfachen Grund, weil die Rohstoffe der Erde endlich sind. Dies alles in seinen

(2) Deutsche Übersetzung: Der Mann mit den Bäumen, Flamberg Verlag, Zürich.

Zusammenhängen frühzeitig erkannt und andere Wege aufgezeigt zu haben, ist das Verdienst eines Mannes, dessen wir nun gedenken wollen. Er kann in diesem ganz praktischen Sinn als Nachfolger Albert Schweitzers betrachtet werden. Es ist der englische Nationalökonom (deutscher Abkunft) Dr. Schumacher. Er starb ganz plötzlich im September 1977 auf einer Vortragsreise in der Schweiz. Schumacher war viele Jahre Mitglied der obersten englischen Energiebehörde, des British Coal Board. Er weiß also, wovon er redet, wenn er von Energiefragen spricht. Früh erkannte er, daß es völlig unmöglich ist, in die dritte Welt die europäisch-amerikanische Großtechnik einzuführen, die in rasendem Tempo Rohstoffe und Energie verwendet. Zusammen mit Gleichgesinnten entwickelte er Methoden, die das handwerkliche und technische Niveau in den Entwicklungsländern förderten mit bedeutender Verbesserung des Lebensstandards, aber ohne die wirtschaftliche Megalomanie (das ist Schumachers Ausdruck) der weißen Rasse. Auch Albert Schweitzer gründete in Afrika kein supramodernes Krankenhaus mit allen technischen Feinheiten. In Lambarene war zuerst der Mensch wichtiger als die technische Perfektion. Es wurde Schumacher klar, daß letztlich auch bei uns keine andere Wahl besteht als zu einer solchen „intermediate technology“ überzugehen. Was soll unsere Großtechnik, wenn viele Rohstoffe in 30, 50 oder 100 Jahren erschöpft sind? Sollen unsere Enkel oder Urenkel in die Steinzeit zurückkehren?

Unabdingliche Grundsätze dieser intermediate technology sind: weitestmögliche Schonung der Natur, Vermeidung jeder Rohstoffverschwendung und daher Wiedereinführung der Abfälle in den Wirtschaftsprozess (sog. recycling) und – nicht zuletzt – Vermenschlichung der Arbeit anstatt Verautomatisierung des Menschen.

Vor kurzem haben Schweizer Studenten im Zusammenhang mit Schumachers Gedanken eine Ausstellung aufgebaut mit dem Titel: „Umdenken – umschwenken“. Sie wanderte von Stadt zu Stadt und es gibt ein Buch dieses Titels. Ein Zürcher Student prägte für diese mittlere Technologie den schönen Ausdruck „sanfte Technik“. Schumacher selbst schrieb ein eindrucksvolles Buch mit dem Titel „Small is beautiful“ (3). Unermüdlich kämpfte er in Wort, Schrift und Tat – bis ein früher Tod ihn abberief.

Es geht auch anders. Gibt es irgend ein Land, das den Versuch machte, ob es wirklich auch anders geht? Ich wüßte keines. Als Albert Schweitzer im Jahre 1915 den Gedanken von der Ehrfurcht vor dem Leben aussprach, hatte die Menschheit schon angefangen, das Umgekehrte zu tun, nach uralten Vorbildern: babylonische Türme zu bauen. Immer schon war der Mensch bestrebt, „Gott gleich zu sein“, Seine Schöpfermacht zu usurpieren. Schon der Mythos vom Sturz des hohen Engels Luzifer sagt es: er wollte Gott gleich sein, und wurde gestürzt. Das war der Eintritt der antigöttlichen Macht – des Bösen – in die Welt. Im Paradies versprach man den noch in der Gottheit geborgenen Menschen, sie würden „sein wie Gott und Erkenntnis

(3) Vgl. die Besprechung im „Schrifttumsspiegel“ (Hg.: Gesellschaft für Ganzheitsforschung), Wien, Heft II/1976. Deutsch: „Die Rückkehr zum menschlichen Maß. Alternativen für Wirtschaft und Technik, mit einem Beitrag ‚Small is Possible – Mittlere Technologie in der Praxis‘ von George McRobie, Hamburg 1977; Zur ersten deutschen Veröffentlichung unter dem Titel „Es geht auch anders. Jenseits des Wachstums – Technik und Wirtschaft nach Menschenmaß“, München 1974, vgl. „Schrifttumsspiegel“, Heft III/1974.

haben“. Sie wurden mitsamt ihrer Erkenntnis vertrieben. Und dann kam eben das Türme-Bauen in Babylon. Der Sturz ist jedesmal unvermeidlich.

Heute sind unsere Türme höher denn je. Die Griechen wußten von der Gefahr, die darin besteht, menschliches Maß zu überschreiten. Am Apollotempel in Delphi stand neben dem berühmten „Erkenne dich selbst“ auch die Mahnung „Nichts zuviel“, d.h. „halte Maß“, halte das menschliche Maß ein. Im großen und ganzen taten es die Griechen auch, die Römer in ihrer Machtgier weit weniger. Uns ist das Maß-Halten fremd geworden – trotz Albert Schweitzer und Schumacher. Unsere Welt ist zu einer Welt babylonischer Türme geworden, geistig und materiell.

Um dies klar zu sehen, ist zuerst eine allgemeine Bemerkung über die Technik nötig. Unsere Technik gründet ausschließlich auf den Wissenschaften Physik und Chemie. Wie schon oben bemerkt, sind deren Gesetze nur für leblose Materie vollgültig, für lebende Organismen sind sie beschränkt gültig. Sie sind die Wissenschaften der toten Materie par excellence. Die Anwendungen, d.h. die Technik in allen Formen ist deshalb tot, und wo sie sich weithin ausbreitet, tötet sie. Der Mensch hat die Gesetze der Physik und Chemie sehr weitgehend erforscht und beherrschen gelernt. Er kann auf Grund dieser Gesetze Neues machen und dünkt sich damit schöpferisch. In Wirklichkeit natürlich ist er nicht wirklich Schöpfer, nur Anwender, denn die Gesetze selbst hat er nicht gemacht, er hat sie vorgefunden. Aber es ist dann kein Wunder, daß er im technischen Rausch das Leben vergißt.

Zunächst freilich war die Technik klein und menschengemäß. Vergessen wir nicht, daß auch der Mensch einen Körper hat, und daß daher sein Schicksal sehr stark von materiellen Dingen abhängt. Erst die ausschließlich materielle Einstellung von heute, die die Technik zum Götzen erhob, wird zum Verhängnis. Die Anfänge der Technik waren überaus segensreich. Niemand wird doch die Erfindung des Rades und des 2- bis 4-rädrigen Wagens anders ansehen als eine geniale und dem Menschen sehr angemessene Errungenschaft, die ihn auch schlagartig auf ein höheres Niveau hob. Das gleiche gilt für den Pflug und andere Werkzeuge. Deshalb könnte auch die genannte intermediate technology überaus fruchtbar werden. Verfallen wir doch nicht in den Fehler jenes dummen „zurück zur Natur“. Rechnen wir ruhig auch Eisenbahn, Telephon usw. zu den Segnungen der Menschen.

Nachdem dies aber klar ist, sehen wir umso deutlicher, wie es mit der heutigen Großtechnik allmählich anders wird. Weite Flächen werden einbetoniert für Wolkenkratzerstädte, Autobahnanlagen usw., wodurch natürliche Landschaft zerstört oder zerschnitten wird. Die Tatsache, daß solche Städte schon weitgehend Zentren des Verbrechens geworden sind, zeigt, wie menschenfeindlich solche Anlagen geworden sind.

Je weiter die Wissenschaft sich vom menschlichen Maß entfernt, desto lebensfeindlicher wird die zugehörige Technik. Der Atomkern ist schon sehr weit vom Maß des Menschen entfernt.

Deshalb zeigt sich diese Lebensfeindlichkeit besonders deutlich bei dem vielleicht höchsten Turm, den wir erbaut haben – und noch höher bauen wollen – der Kerntechnik. Wir brauchen nur die Nebenprodukte zu betrachten, heute Atommüll genannt. Dazu gehören große Mengen radioaktiver Stoffe mit Lebensdauern von tausenden und mehr Jahren, die nicht wieder vernichtet werden können. Sie

werden äußerst gefährlich, wenn sie auf Umwegen schließlich durch die Nahrung oder Atmung in den Körper eingebaut werden. Bestrahlung wirkt sehr heimtückisch. Noch nach Jahrzehnten kann sie nach langsamem Dahinsiechen zum Tode führen. In Hiroshima starben nach offiziellem Bericht 1973 noch mehr als 80 Menschen als Folge der Bombe von 1945. Dann entsteht das wohl giftigste Gift überhaupt, Plutonium. 1/1000 mg soll genügen, wenn es in die Atmungswege gerät, um mit großer Wahrscheinlichkeit Lungenkrebs zu erzeugen. Die Zahlenangaben divergieren etwas. Plutonium entsteht in einem Kernkraftwerk in Mengen von mehr als 200 kg pro Jahr. Die internationale Atomenergie-Agentur hat 1976 14 t Plutonium kontrolliert. Soviel gab es also mindestens, heute sicher viel mehr. Die 14 t würden genügen, um die ganze Menschheit sicher nicht nur einmal, sondern vielfach umzubringen. Um den Turm noch höher zu bauen, will man jetzt eigens mit Plutonium betriebene Werke bauen, wodurch die Plutoniumgefahr weiter ins Unermeßliche steigt. Die Spezialisten haben es fertiggebracht, Kraftwerke zu bauen, die wunderbar gut funktionieren. Wollen wir hoffen, daß nie – aber wirklich nie – etwas Ernsthaftes passiert, was natürlich eine Illusion ist. Es ist diesen Experten aber offenbar nicht bewußt geworden, daß sie dabei nicht wissen, was sie mit dem Abfall 20 Jahre später anfangen sollen. Bis heute ist kein Weg bekannt, wie diese Gifte für immer sicher verwahrt werden könnten, sicher auch gegen alle tektonischen Veränderungen der Erde und menschlich gewollte oder unbeabsichtigte Eingriffe. Bald wird die Erde für immer verändert sein. Seit Jahrmillionen hat sie auf dem Festland, in Wasser und Luft Bedingungen bereitgehalten, so daß Leben sein konnte und kann. Nun wird sie viele Stellen haben, an denen intensive Gifte und riesige Mengen radioaktiver Stoffe vergraben oder sonstwie verwahrt sind, die es bisher nie gegeben hat. Sie müssen praktisch für immer von allem, was lebt, absolut dicht getrennt bleiben. Wehe dem Leben, wenn auch nur ein winziger Bruchteil entweicht und in seine Sphäre gelangt. Es sieht so aus, daß wir schon heute unwiderruflich unseren Kindern und Kindeskindern die Last auferlegt haben, für unseren Abfall eine nie endende Wächterrolle zu übernehmen. Gefragt haben wir sie nicht. Solches ist in der Geschichte der Menschheit noch nie geschehen.

Endlich muß noch gesagt werden: Mit Politik hat das alles nicht das Geringste zu tun, sondern schlicht mit der Frage, wie lange der Mensch noch auf dieser Erde leben kann, bevor er sie selbst endgültig auf die eine oder andere Weise unbewohnbar gemacht hat.

Dem Menschen, der Gott gleich sein will (obwohl er behauptet, daß er nicht an ihn glaubt), genügt es nicht, nur tote Maschinen zu schaffen. Er will auch darin dem Schöpfer gleich sein, daß er Leben schafft. Das kann er zwar nicht, aber das Nächstbeste wäre, Lebewesen zu verändern und neue Lebewesen aus den Vorhandenen zu machen. Bei manchen einzelligen Lebewesen ist ihm das jetzt auch gelungen. Der französische Zellbiologe Bernhard sagt in einer vor der Akademie der deutschen Naturforscher Leopoldina 1975 in Halle gehaltenen Rede wörtlich: „Das Unglaubliche – intellektuell Phantastische – moralisch Schreckenerregende ist in den letzten paar Monaten Wirklichkeit geworden“. Dann kommt die genaue Beschreibung des Geschehenen. Es ist also „gelungen“, Gene aus anderen Lebewesen in Bakterien einzuführen und diese damit gegen Antibiotika vollständig resistent zu machen. Es ist

auch „gelingen“, aus einem krebserzeugenden Virus Gene in die Coli-Bakterien einzuführen. Coli-Bakterien sind lebenswichtig für das Funktionieren des menschlichen Darms. Bernhard bemerkte dazu: „Was würde geschehen, wenn sich solche experimentelle Stämme von Bakterien durch Nachlässigkeit oder verbrecherische Absicht über die Erde verbreiten würden!“

Auch aus dem Kreis der an dieser Forschung Beteiligten hat sich die eine oder andere Stimme erhoben, die für die Einstellung dieser Versuche plädierte. Aber gleich erhoben sich die Gegenstimmen, das sei ein Eingriff in die Freiheit der Forschung, die angeblich jenseits von Gut und Böse liege.

Nein! Jenseits von Gut und Böse ist die Wissenschaft nicht, und war es nie. Sie kann sogar sehr, sehr böse sein. Nur hat man das nicht immer gleich gemerkt. Der Teufel ist ein sehr kluger Herr, der auch, wenn es ihm paßt, sich einen weißen Labormantel umlegen kann, um echten Wissenschaftlern ähnlich zu sein, wie seinerzeit Mephisto im Talar des Faust auftrat. Die Wissenschaft ist auch nicht absolut frei, zu machen, was sie will, genau so wenig wie jeder einzelne frei ist, seinen Nachbarn umzubringen. Vor dem Machen ist die ethische Frage zu stellen, überall, in der Technik, im Laboratorium. Von Ehrfurcht vor dem Leben kann bei diesen Experimenten keine Rede mehr sein, nicht einmal vor dem Leben unserer eigenen Kindeskinde. Sie dienen dem Tode, nicht dem Leben.

In seinem Buch sagt Schumacher: Der Mensch ist so gescheit geworden, daß er ohne Weisheit nicht überleben können. Denn die drohenden Gefahren stammen nicht aus technischem Versagen, sondern aus Erfolgen. Er ist bedroht nicht von seiner Impotenz, sondern von seiner Überpotenz. Ein phantastisches Schicksal: Am Höhepunkt – Bankrott.

Ich bin am Ende meiner Betrachtungen. Mancher mag nun einen Lobpreis auf Albert Schweitzer erwarten. Angesichts dessen, was zuletzt gesagt werden mußte, fühle ich mich dazu nicht in der Lage; Lob würde in diesem Zusammenhang wie Heuchelei klingen. Albert Schweitzer hat diesen, unsern Lobpreis auch kaum nötig. Er hat uns ein großes Vermächtnis hinterlassen, das heilende Kräfte für diese todkranke Welt enthält. Ich kann nur mit dem Ausdruck der Trauer schließen, Trauer darüber, daß der heute lebenden Generation der Menschheit nichts Besseres eingefallen ist, als dieses kostbare Vermächtnis vom Tisch zu wischen und in den Schmutz ihrer eigenen Habgier zu treten.

Nur göttliche Gnade kann das Leben auf dieser Erde noch retten.